4. Blatt.

Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 15. 12. 1935 | Nr. 50

Was heißt deutsch?

In alten Zeiten gab es keine Gesamtbezeichnung für das deutsche Vaterland und seine Bewohner. Erst um das Jahr 1000 begegnet uns das Wort „diutisc“ = deutsch, später in der Form „tiusch“; bis ins 18. Jahrhundert überwog die Form „teutsch“.

Was bedeutet nun eigentlich „deutsch“?

Es beruht auf gotisch „thiuda“, althochdeutsch „theoda, diet“ (mittelhochdeutsch „diet“) noch zu finden, so in Theudobald (der Volkskühne), Theudobert (der im Volk Glänzende) und Dietrich (Volksfürst). Au unserem Zeitwort „deuten“ liegt dasselbe Wort zugrunde; deuten heißt also: volksmäßig, verständlich machen, erklären. Man sagt ja auch heute noch: „Mit dem werde ich einmal deutsch reden!“ Das heißt also, daß er genau merkt, was ich will.

Ursprünglich bezeichnete also „deutsch“ nur die Volkssprache im Gegensatz zur lateinischen Kirchen- und Gelehrtensprache. Dann wurde das Wort zur Bezeichnung unseres Volkes, der Deutschen. Zur Zeit der Freiheitskriege gebrauchte man „deutsch“ als Gegensatz zu welsch, bezeichnete also damit nicht nur einen völkischen, sondern geradezu einen sittlichen Gegensatz. „Deutsch“ wurde so viel wie treu und wahr, der Inbegriff aller heiligsten Güter und Tugenden unseres Volkes.

Selbsthilfe sudetendeutscher Jugend.

Die sudetendeutsche Jugend steht seit Jahren unter dem ungeheuren Druck sozialer und seelischer Verelendung. Radikale Wirtschaftsmaßnahmen der Tschechoslowakei zerrieben den einst blühenden Wohlstand des sudetendeutschen Raumes. Durch die systematische Verlagerung der Industrie nach dem Inneren des Landes, d. h. nach den tschechoslowakischen Teilen der Republik, nahm man der Jugend die Arbeitsplätze und beschränkte die Lebensführung der Alten auf einen Standard, der einem Kulturstaat Hohn spricht.

Da die Staatsgewalt den Notwendigkeiten keine Rechnung trug, griff die sudetendeutsche Jugend zur Selbsthilfe. Der Staat schloß sie aus dem Wirtschaftsprozeß aus, also sammelte sie alle Kräfte des Willens und des Idealismus und schuf sich in der jungen Arbeitslagerbewegung den Raum, innerhalb dessen sie Aufgabe und Ziel der heranwachsenden sudetendeutschen Generation erkannte. Überall entstanden in diesem Jahre die Lager als Zellen einer gesünderen Generation, gesünder als die kartenspielenden und auf den Straßen herumlungernden Scharen der Arbeitslosen. Sie bauten Turn- und Spielplätze, schufen Badeteichanlagen. Wege wurden gebaut. Im Laufe des Jahres entstanden insgesamt 20 Lager — mehr als in den Jahren zuvor. Die einheitliche Leitung durch den Turnverband und den Bund der Deutschen trug in Zusammenarbeit mit anderen Verbänden zum vollsten Gelingen des einzigartigen Unternehmens bei.

Aus eigener Kraft und aus eigenen Mitteln wurde dieses Werk geschafft. In Wartenberg wurden die Lagerleiter einer Schulung unterzogen, ehe man sie ausgerüstet mit den notwendigen Erfordernissen einer Lagerführung in die verschiedenen Landesteile sandte, wo sie die Lager in mühevoller und opferschwerer Kleinarbeit aufbauten. In allen Gauen tauchten sie auf und übernahmen die Führung; in Eger, das bereits seit zwei Jahren ein solches Arbeitslager besitzt, hatte die werbende Wirkung Großartiges geleistet. Es folgten Wildstein, Falkenau, Fischern und Marienbad. Dazu kamen die Lager von Alt-Rohlau, Franzenbad, Ellbogen, Schönbach und Fleißen. Die Lager von Graslitz und Schmiedeberg führen hinüber nach Brüx, Brich und Tischau bei Teplitz. Das Elbegebiet wurde vorerst noch nicht erfaßt, erst in Nordböhmen sind mehrere Lager vorhanden. Lobendau, Großschönau, Tannwald, in Vorbereitung sind Schluckenau, Stein-Schönau und andere. In Mähren war es Deutsch-Liebau und Freiwaldau.

Kann es uns wundern, wenn diese verheißungsvolle Entwicklung angefeindet wurde? Obwohl die Aktion vollkommen neutral durchgeführt wurde, und jeder Arbeitslose Aufnahme in die Lager fand, der sich dazu bereit erklärte, wurde von marxistischer Seite Kampf angesagt und wurden teilweise Lager zum Scheitern gebracht.

„Die Zeit“, die Tageszeitung der Sudetendeutschen Partei, nimmt gegen diese Verräter an der deutschen Volksgruppe Stellung, indem sie schreibt: „Doch die Hunderte jugendlicher Arbeitsloser, die durch das Lager gingen, sind die beste Bürgschaft für das weitere Gelingen des Gedankens vom freiwilligen Arbeitsdienst. Ungern schieden sie aus den Lagern, die geschlossen werden mußten, weil die Arbeit beendet war oder die Mittel ausgingen. Nur die eine Hoffnung tröstete sie, daß sie bald wieder in ein Lager eingegliedert werden könnten. Oft war mancher im Zweifel, dem vorübergehend Beschäftigung angeboten wurde, ob er das frohe Gemeinschaftsleben mit gleichgesinnten und gleichstrebenden Kameraden im Arbeitslager nicht der Möglichkeit eines besser bezahlten Verdienstes vorziehen soll.“

Kennzeichnet dieser Bericht nicht in bester Form Haltung und Gehalt der sudetendeutschen Arbeitslager? Schwinden nicht bei diesen Tatsachen die Anwürfe der Marxisten zu einer Lächerlichkeit? Wann endlich würdigt man diesen gläubigen Dienst der sudetendeutschen Jungmannschaft auch im gegnerischen Lager allein schon wegen seiner Erfolge? Wir wissen, die Angriffe werden mit fortschreitenden Erfolgen schärfer werden, die Gegner der sudetendeutschen Volksgruppe werden keine Ruhe geben können, wie sie nicht ihre so schon schwer erschütterte Stellung halten wollen.

Das hindert den Turnverband und den Bund der Deutschen nicht, das einmal begonnene, der Jugend dienende Aufbauwerk fortzuführen; in den sudetendeutschen Arbeitslagern wird weitergearbeitet werden, allen Widerständen zum Trotz, als eine Hilfe für die arbeitslose Jugend, um sie aus sozialen und moralischen Nöten zu befreien, damit sie im Dienst an der Volksgruppe mit ihrer Hände Arbeit dazu beitragen, dem Sudetendeutschtum die Zukunft zu sichern.

R. A.

Die Arbeitslagerbewegung in Polen.

Der Gedanke des Arbeitsdienstes hat sich heute bereits in einer Reihe von Ländern durchgesetzt. Oft gaben die deutschen Volksgruppen mit den von ihnen eingerichteten Lagern dem betreffenden Staate das Vorbild, ebenfalls Arbeitslager für seine erwerbslose Jugend einzurichten.

Im Anfang war zumeist die Tatsache maßgebend, daß mit der Unterbringung der jungen Mannschaft in Arbeitslagern wirtschaftliche Vorteile verbunden waren. Erst allmählich erkannte man auch die erzieherischen Werte der Arbeitslager für die Jugend und verlegte die Frage der Arbeitslager vom materiellen auf das ideelle Gebiet. Die Jugend, die jahrelang erwerbslos auf der Straße lag, griff den Gedanken des Arbeitslagers begeistert auf, denn sie erkannte in ihm eine Möglichkeit, aus eigener Kraft ein nützliches Leben aufzubauen.

Polen hat sich nur zögernd entschlossen, ebenfalls Arbeitslager für seine jugendlichen Erwerbslosen einzurichten. Es sah in erster Linie darin eine Notmaßnahme. Aus dieser Tatsache erklärt sich auch die geringe Zahl der bestehenden Arbeitslager. Nach einer Mitteilung im Juliheft 1935 der „Internationalen Rundschau der Arbeit“ gab es im Jahre 1934 in Polen 60 Lager — davon 6 für Mädchen — mit insgesamt 9000 Jugendlichen, die von der „Gesellschaft zur Unterstützung Arbeitsloser“ betreut wurden, und rund 2600 Arbeitsdienstwillige, die in der Wojewodschaft Schlesien von der dortigen Provinzialverwaltung in Lagern zusammengefaßt waren.

Die Verteilung der im polnischen Arbeitsdienst stehenden Jugendlichen auf die einzelnen Arbeitsgebiete gestaltet sich folgendermaßen: Die Mehrzahl der Arbeitsdienstwilligen ist bei Regulierungsarbeiten für die Weichsel und Warthe eingesetzt, je 10 Prozent werden beim Bau vom Landstraßen und Eisenbahnen in industriellen Werkstätten beschäftigt, und 5 Prozent sind mit der Herstellung von Sportplätzen beschäftigt. Die Mädchen arbeiten meist in der Landwirtschaft.

Die Teilnahme am Arbeitsdienst ist völlig freiwillig. Der Tagesplan sieht 6 Stunden Arbeit vor, während 2 Stunden der sportlichen Ertüchtigung, militärischen Ordnungsübungen und dem staatsbürgerlichen Unterricht gewidmet sind.

Reich deutscher Sprache.

Es gibt ein Reich, das überall,
das keinen Rain noch Grenze kennt,
das gleich den Wolken unter Gott
und gleich der grünen Erde brennt.

Wo pflügst du, deutscher Bruder mein,
wo folgt dein Schritt, wo weht dein Wind?
„Wir alle, die vom gleichen Wort
sind deutsch, sind einer Heimat Kind“

O süße Sprache, klingend Lied,
des Volks aus tiefem Urbeginn,
o sel'ger Geist im Mutterlaut,
die Welt wird dir ein Brudersinn.

Hans Friedrich Blunck.

Jungbauern.

Die dunklen Tage sind über das Land gekommen. Nordweststurm heult in den Eichenkronen und läßt die Äste aneinanderschlagen. Dunkel drohendes Gewölk zieht in hastvollem Drängen über das Land, hastvoll und unstet ... Herbststurm, Aufruhr ...

Aber ruhig und sicher ziehen die Pflüge über das Land, ruhig und sicher graben sie dunkle Furchen in die braune Erde, werfen sie knirschend Scholle an Scholle auf. Ruhig und sicher spannen sich starke Fäuste um die Pflüge, braune, rissige, erdverkrustete Fäuste. Jungbauernfäuste ...

Ruhig und sicher blicken helle Augen und suchen dem Pflug den Weg, messen Furche um Furche. Starker Glaube und feste Zuversicht sind in diesen Augen, in denen Nähe und Ferne sind, die am Acker haften und in Weiten dringen. Mutige, leuchtende Augen. Jungbauernaugen ...

Ruhig und sicher folgen feste Schritte dem Pflug, schwer und hart. Schritte über weite Spannen, Schritte, die vorwärtsdrängen, die unaufhaltsam sind, Schritte der Wagenden. Schritte, die den Sieg zwingen. Jungbauerschritte ...

Ruhig und sicher lenkt fester Wille gespannter, kantiger Gesichter, in denen Verschlossenheit ist und die Herbheit, wie von verhangenem Herbsthimmel, in denen die Weite ist, die sich hinter Wolken birgt. Jungbauerngesichter ...

Ruhig und sicher — Jungbauern! Sie tragen auf jungen Schultern das Schicksal der Nation. Sie tragen es mit allem Stolz und mit aller Verantwortung. Sie pflügen und säen und ernten. Ruhig und sicher ...

St.

Das Totenmoor.

Schaurige Funde aus dem Dreißigjährigen Krieg treten ans Licht.

In der Nähe von Kassel stießen Jungbauern beim Trockenlegen eines Moores, der sogenannten Totenlache, auf Gebeine und Waffen aus dem Dreißigjährigen Kriege.

In der Schwalm, dem gesegneten, von einem kernigen alten Bauernstamm bewohnten Land von Hügeln, Wiesen und Mooren, halbwegs zwischen Kassel und Gießen, haben die Jungbauern den Spaten angesetzt, die Sumpfwiesen trocken zu legen, Gräben zu ziehen und das Wasser durch Rohre abzuleiten. Bei Riebelshof führen sie diesen Spatenkrieg gegen ein dunkles Moor, das im Wind und Nebel der Wintertage Erlenkronen wie die Geister des Moores umspielen. Es heißt im Volksmunde die Totenlache. Ein ungewöhnliches, grauliches Geschehen gab ihm diesen Namen.

Es war im November anno Domini 1640, als die Kaiserlichen und die Schweden des Generals Banner das durch den langen Krieg schon völlig ausgehungerte Hessenland durchzogen. An jener Talmulde bei Riebelshof kam der kaiserliche General von Breda am 15. November mit einer schwedischen Truppe in ein scharfes Gefecht, bei dem die Schwälmer Bauern mit Mistgabeln und Knüppeln kräftig halfen, auf die Kaiserlichen dreinzuschlagen, denn sie hielten fest zur evangelischen Sache. Als endlich ein Schütze aus Ziegenhain den General von Breda mitten durch den Kopf schoß, suchten die Kaiserlichen in wilder Flucht aus dem Sumpfwiesengrund hinauszukommen. Aber hinter ihnen gab es nur einen einzigen Weg, der sich an einer Wiese vorbei schmal zwischen den Moorlöchern vorbeizog.

Immer wilder wurde die Flucht, immer mehr wurde der schmale Schlangenweg zum Verhängnis. Da verließen die Reiter die todbringende Straße und setzten über den Rettung versprechenden Wiesengrund. Doch gerade dort ritten sie dem lauernden Tod geradeswegs in die Arme, denn plötzlich gab der Boden unter den stampfenden Hufen nach, und die Rosse versanken mitsamt den Reitern im Moor. Immer stürmischer drängten die Flüchtenden von hinten nach und immer weiter schob sich die Reihe der Versinkenden in das Moor hinein, bis sie endlich eine lebendige Brücke bildete, über die die Nachkommenden hinwegsprangen, um sich zu retten. Noch mancher, der diesen gruseligen Gradweg verfehlte, sank neben ihm in das teuflische Moor, das ihn nicht wieder freigab. Noch lange, als die Schweden längst weiter marschiert waren, soll sich das Moor von den Leibern wie ein Drachenkörper bewegt haben. Seit jenem Tage nennen die Bauern dieses Moor die Totenlache.

Jetzt sind sie mit ihren Spaten dabei, den Moorgrund zu kultivieren, und bei jedem Spatenstich graben sie Pferdegebeine, Sättel, Lederzeug und rostige Waffen aus dem dunklen Boden. Die Moorgeister müssen die Toten wieder freigeben, und bald wird der goldgelbe Weizen und der grüne hessische Salat auf dem neuen Bodenreifen. Die erlenumstandene Mulde aber wird, solange Schwälmer Bauern dort leben, die Totenlache heißen.

Abenteuer im Schacht.

Es mochte sich mancher gewundert haben, der am letzten Sonntag Henners Gruppe hat ausfahren sehen. Ernst hatte er auf dem Gepäckträger ein gewaltig dickes Tau angeschnallt, Pimpf trug auf dem Rücken einen merkwürdigen Kasten, der sich beim näheren Zusehen als ein starker Scheinwerfer entpuppte, und alle führten ein zusammengeschnürtes Bündel mit sich. Die Fahrt verlief schnell auf der Straße, die sich in engen Kehren in das Gebirge hinaufwand. An einem kleinen Seitental, das hier von der Straße abzweigte, hielt die Kolonne. Henner zog die Karte heraus und „ortelte". Dann ging es mit mühseligem Schieben das steile und schmale Tal hinan, bis Henner vorn hielt und sein Rad in das Seitendickicht schob. Die anderen taten das gleiche und lösten die mitgebrachten Gegenstände von den Rädern.

Jetzt sah man auch, was es mit den zusammengeschnürten Bündeln für eine Bewandtnis hatte. Es waren die ältesten und abgetragensten Arbeitsanzüge der Jungen. Karl schlüpfte in seinen Schlosser-, Hans in seinen bunten Maleranzug. In den verschiedensten Kleidungen zwängten sie sich durch das Dickicht und standen vor einem großen Erdbruch, der tief in die Erde hineinführte. Es war einer der Zugänge zu dem längst verlassenen Bergwerk, der unvermittelt, fast senkrecht abbrach. Ernst befestigte ein Seil an dem Stamm einer Fichte, Henner verschnürte es mit dem anderen Ende an seinem Koppel und stieg dann vorsichtig rücklings in die Grube hinein. Die Kameraden lagen auf dem Bauch um die Öffnung herum und sahen über den Rand hinunter. Mit äußerster Vorsicht tastete sich Henners Fuß am Rand entlang, suchten seine Hände jede Felsspalte möglichst auszunutzen. Schweres Gestein polterte in die Tiefe hinab und schlug irgendwo tief unten im Grundwasser auf.

Henner stieg tiefer und tiefer. Ernst gab langsam Seil, Zug für Zug, bis einmal Henner fröhlich heraufschrie, daß es wie in einem Keller dröhnte:

„Ich stehe auf der Plattform. Fertigmachen, der Nächste!"

Einer nach dem anderen, bis auf die Wache, kletterte in die Tiefe. Jetzt standen sie alle auf der „Plattform". Über ihnen war nur ein schwacher Lichtschein, vor ihnen stürzte der Abbruch noch tiefer hinab. Hinter ihnen aber führten drei Stollen dunkel in die Tiefe des Berges. Nachdem der Scheinwerfer und das schwere Tau hinabgeseilt worden waren, ging das Vordringen weiter. Doch zwei Stollen endeten nach kurzem Gange blind. Nur der dritte, der mittlere, brachte einen neuen Aufschluß. Die Jungen schritten vorsichtig in ihm vorwärts. Der Boden klang dumpf, von den Wänden und der Decke tropfte das Wasser und sammelte sich auf dem Grund zu Lachen und Pfützen; der Stollen war eng und hoch.

Überrascht blieben die Jungen stehen, denn der Stollen erweiterte sich unerwartet zu einer geräumigen Halle, in deren Mitte ein viereckiger Schacht viele Meter weit senkrecht in die Erde führte. Rechts und links gingen wieder zwei Stollen ab, von denen einer vor Ort führte. Schritt vor Schritt tappten sie weiter. Jetzt war durch Stempel und Deckenbalken der Stollen vor Abbruchgefahr geschützt, aber aus der Holzverschalung tropfte unaufhörlich das Grundwasser und bildete eine breite Wasserfläche auf dem Boden. Henner ließ die Kameraden zurück und schob sich allein weiter vor, doch als er einmal zufällig mit dem Spaten das Deckenholz berührte, klatschte das ganze Brett, eine faulige verfilzte Masse, herab ins Wasser. Als sich noch mehr von dieser ehemaligen Verschalung in Bewegung setzte, jagte Henner so schnell wie möglich zurück.

Jetzt bildete der Schacht in der Halle das nächste Ziel. Doch vor ihm erhob sich die peinliche Frage: Wie kommen wir hier hinunter?

Die Wände des Schachts fielen ohne einen Absatz steil nach unten. Da kam Rolf auf einen verwegenen Plan: einer sollte sich an dem Seil in die Tiefe hangeln und die anderen das Seil halten. Der Plan wurde schnell ausgeführt. Henner stieg als erster über den Rand des Schachts und hängte sich mit großer Vorsicht an das Tau. Wenn jetzt die Kameraden losließen! Er zwang sich, nicht an die Gefahr zu denken und ließ sich langsam, Griff für Griff, hinab. Unten herrschte eine kellerartige Kühle, und das Grundwasser, das an den Wänden und dem Tau herunterfloß, war eisigkalt. Henner spürte seine Hände erlahmen; seine Finger zitterten. Da hatten seine Füße wieder Grund. Er hatte die Sohle erreicht und dehnte seine Finger, daß sie in den Gelenken knackten.

„Der Nächste!"

Mit denselben Schwierigkeiten arbeitete sich Karl an dem Tau herunter. Hier unten führten wieder zwei Stollen in das Dunkel weiter. Die beiden Jungen verfolgten sie bis vor Ort, aber das Gestein war nachgestürzt und die Stempel wie Streichhölzer zerknickt. Vorsichtig gingen sie zurück und standen wieder an einem Schacht, der, holzverschalt, noch tiefer hinabführte. Der Schein ihrer Laternen irrte an den kahlen Wänden hinunter.

„Wollen wir auch hier noch hinunter?" fragte Karl und schaute ihn zweifelnd an.

„Ausgeschlossen!" meinte Henner. Dann machten sie sich wieder an den Aufstieg, der noch schwerer schien als der Abstieg, und verließen dann mit der ganzen Gruppe den Berg, in dessen Eingeweiden sie für ein paar Stunden herumgeklettert waren.

Übrigens erkundigte sich Henner in den nächsten Tagen bei einem alten Bergmann, der noch in diesem Schacht gearbeitet hatte, nach der Tiefe der Anlage. Da meinte der Alte entsetzt: „Sie wollen doch nicht etwa einsteigen? Der Schacht ist ja von Kohlensäure verseucht!"

Wolfgang Kummer.

Blick ins goldene Zeitalter.

Bauer Heinrich Godegast war eines Mittags vom Pflügen heimgekommen und hatte der Bäuerin im Absteigen hastig zugerufen: „Mudder, wir haben was aus alten Zeiten gefunden. Liegt oben auf dem „Knülls!" Die erstaunte Frau kam nicht zur Antwort, denn während die Pferde kettenrasselnd an die Krippen stampften, ging der Bauer schon über die Dorfstraße auf das Haus des Lehrers Asmus Kröger zu. Die Schule war gerade aus und die Kinder strömten in froher Ungebundenheit an ihm vorbei. Heinrich Godegast berichtete dem jungen Lehrer über die Pforte gebeugt von seinem Fund. Auf dem Acker, der gegen den See abfällt, war der Pflug von altersher über einen flachen Hügel gegangen! Heute nun war die Schar knirschend auf etwas hartes gestoßen. Ein Findling, hatte der Bauer im ersten Augenblick gemeint. Sorglich hob er den Pflug aus, fand aber nur einen kleineren Feldstein. Beim zweiten Rundgang schlirrte das Eisen wieder über einen Stein. Ärgerlich hielt der Bauer die schnaubenden Pferde an und suchte mit dem Peitschenstiel im lockeren Grund. Da fand er einen ganzen Steinkreis und eine alte Sage fiel ihm ein, die er als Knabe von seinem Ohm gehört hatte. Eine goldene Wiege solle unter dem Hügel des „Knülls" liegen, die aber niemand heben würde, weil sie beim Graben immer tiefer sänke."

Heinrich Godegast hatte von Lehrer manches über die seltsamen Funde gehört, die überall in dieser Landschaft ans Tageslicht wuchsen. Da waren sauber bearbeitete Messer aus Stein, so scharf, daß man noch heute Holz damit schneiden kann. Geschwungene Schaber, blanke Äxte und Beile, vor allem aber grünleuchtende Schmuckstücke aus Bronze von herber, eigenartiger Schönheit kamen zum Vorschein, die Asmus Kröger sorglich verwahrte und den Herren in der Stadt schickte.

Die Leute im Dorf sahen den Lehrer an manchen Abenden bis spät in die Nacht arbeiten; gelber Lampenschein fiel aus den Fenstern seiner Stube, aber niemand wußte, daß der Lehrer mit heißen Herzen die frühe Geschichte unseres Volkes las. Staunend blickte er in das Zeitalter der Germanen, hoher Kunstsinn und die Blüte schöner Sitten stiegen vor ihm auf. Die Schulstunden waren dem Lehrer die liebsten, in denen er zu den Kindern von dem Leben der Vorfahren sprechen konnte. Dann hingen Buben und Mädchen an seinem Munde und Asmus Kröger schien in seinem Eifer gleichsam zum Priester des Erbes zu werden, das rings in den Äckern von hohen Zeiten unseres Volkes Zeugnis gab.

Asmus Kröger hatten den Fund auf Heinrich Godegasts Koppel — es handelte sich um ein Grab aus der Bronzezeit — in der Stadt gemeldet und nach einigen Tagen erschien ein Museumsmann, um den kostbaren Fund zu bergen. Asmus Kröger ging mit seiner Schule auf den Acker und die größten unter den Jungen durften dem Mann aus der Stadt helfen. Das wurde ein spannungsreicher Tag! Ganz vorsichtig wurde mit den Händen das Erdreich von der oberen Steinpackung entfernt. Dann mußten die Jungen einen Graben rings um den Hügel ausheben, um besser arbeiten zu können.

Gegen Mittag fanden sich viele Neugierige ein, Leute kamen aus dem Dorf und Fremde waren da, weil sich das Gerücht von einem großen Schatzfund in der Gegend herumgesprochen hatte. Die Zuschauer hatten sich in der warmen Herbstsonne auf den Boden gesetzt.

„Ich hab' was gefunden", rief einer der Jungen strahlend. Und in seinen erdigen Fingern drehte er etwas Grünes, das der Lehrer als Teil eines Ringes oder einer Spange erkannte. Gleich darauf fanden auch andere Jungen verspante Bronzeteilchen. Die Zuschauer kamen neugierig herbeigelaufen. „Es kann noch drei Stunden dauern, ehe wir das Grab öffnen!" tröstete der Museumsmann schmunzelnd.

Der Lehrer nahm mit behutsamen Händen eine neue Steinschicht und die Jungen durchsiebten den Sand nach kleinsten Teilchen. Wieder und wieder wurde die Spannung hochgetrieben, die gefundenen Teile aber waren zu klein, um etwas über die Lage des Toten schließen zu können.

Zur Vesperzeit kam die Lehrersfrau mit einer Kanne Kaffee für die Helfer. Rings summte die Landschaft im herbstlichen Sonnenglanz, Mücken tanzen in hohen Schwärmen, glänzende Libellen schießen hin und her und drüben vom Wald zieht ein Duft des bräunelnden Laubes übers spiegelnde Wasser. Gewaltig steigt der im Dämmerschatten liegende Hügelwald überm See auf. Die Sonnenscheibe rollt auf seinem Grad entlang.

Nach einer Weile unterbrachen erregte Rufe die friedliche Spätsommerstimmung. In der Grube kamen große angeschwärzte Steine zum Vorschein. Die letzte Schicht überm Bett des Toten wurde aufgehoben. Ein Holzsarg hatte den Vorfahr geborgen; die braune Erde wurde jetzt lichtgrau, — sie enthält die sterblichen Reste des Toten — und in ihr schimmerten in leuchtendem Grün die Umrisse eines kurzen Schwertes. Daneben lagen Spangen und Ringe von wundervoller Formung. Auch zwei dunkle Bernsteinstücke formten sich in der lockeren Erde.

Ehrfürchtiger Schauer flog die Umstehenden an, niemand wagte ein Wort. Über den Holm stieg langsam eine dunkle Wolkenwand, und die Sonne wiegte sich brandig in ihrem Dunst. Der silberne Spiegel des Waldsees erlosch, ein rotes Leuchten strahlte wie unterirdisch aus der Tiefe des Wassers.

Am Knickrand pflügte Heinrich Godegast. Der Bauer hatte keine Zeit zum Müßigstehen. Das feine Klirren der Ketten sprang übers Land, wenn die Pferde die Köpfe warfen. Ab und zu rief er die Tiere an. Später kam er an der Grabstelle vorbei, hielt an und trat an den Rand des Grabes.

„Hier, Godegast", sagte der Lehrer, „das Schwert eines Vorfahren. Dreitausend Jahre mag es alt sein. Mitgegeben von frommen Menschen, die wie wir in Liebe und Ehrfurcht ihre Toten begruben!"

Der Museumsmann stützte sich auf seinen Spaten und sah den Bauern an. „Ja, ja", nickte Heinrich Godegast. Ein Bauer spricht nicht gern über seine Gefühle, aber er mochte es spüren, daß der, der einst dies Schwert führte, einem Volk angehörte, dessen Blut auch in seinen Adern rollte.

Jakob Schmidt.

Großmutter.

Großmutter ist eine alte Frau mit weißem, spärlichem Haar, mit trockenem, welkem Gesicht. Und viele Falten und Furchen stehen darin wie Buchstaben in einem aufgeschlagen Buch, wie Runen, die eine geheimnisvolle Sprache reden, und nur der Eingeweihte mag sie verstehen. Ja, und darum heißt sie auch Großmutter. Nicht nur die Kinder sagen so zu ihr, nein, die Großen auch und die Erwachsenen. Sie läßt es auch ruhig dabei bewenden, denn Großmutter sein kann nicht jeder. „Jo, wert ji man erst so alt" — pflegt sie mit zahnlosem Mund zu sagen, wenn sie einer nach ihrem Alter fragt —, „so alt ward keen Peerd."

Lachen kann sie dabei wie eine junge Deern. Und doch hat die Alte so viel Leid in ihrem Leben erfahren, daß ein anderer wohl das Lachen verlernt hätte. Aber Großmutter ist klug, und keinem zeigt sie, wie es ihr ums Herz ist.

Die Leute kennen sie eigentlich im Dorf nur als energische Frau, die heute noch wie vor zwanzig, dreißig Jahren ihrer Arbeit nachgeht. Zäh ist sie dabei und mit viel Ausdauer am Werk, daß sich so manche junge Bauersfrau hinter ihr verstecken kann. Doch abends, wenn alle Arbeit geschafft, dann sinkt die Alte in ihren Stuhl. Die welken Züge lockern sich ein wenig, nur zwei mächtige Falten kneifen sich von den Wangen her um den Mund. Die knochigen Hände ruhen im Schoß, aber von Zeit zu Zeit ist es, als führen sie plötzlich auf und wollten nach Arbeit greifen. Doch nein, das hat einen anderen Grund.

Wenn Großmutter abends so sitzt, mit den stumpfen, müden Augen, dann kommen ihr die vielen Gedanken, und die sind oftmals nicht gut, und unwillkürlich schlägt sie nach ihnen, wie um sie zu verscheuchen.

Großmutter setzt sich an den Kamin, legt die Hände weit über das Feuer, damit die alten und kalten und steifen Glieder wieder gelenkig werden. Versonnen läßt die alte Frau die Finger über der Glut hin und herspielen und lächelt still. Das Gesicht verzieht sich dabei wie zum Weinen. Aber Großmutter weint nicht. Sie hat lange nicht geweint. Die Leute sagen, sie sei hart. Doch sie kennen die Greisin nur halb. Sie spielt mit den Funken, die den Rauchfang in die Höhe fahren und freut sich über das quecksilbrige Feuerwesen. Da — plötzlich schlägt eine mächtige Lohe um einen Buchenscheit und dann tanzen die Flammen hin und her und immer wieder leuchtet es rot auf.

Rot wird es vor den Augen der Greisin. Rote Heide — rote Mohnblumen — rote Röcke — alles vermeint Großmutter im Herdfeuer zu sehen, alles wirbelt durcheinander vor den verzückten Augen und plötzlich fühlt sie sich mitten im Trubel und Jubel, emporgehoben von einer fernen Melodie, die bald leise, bald lauter wird, bald ganz wieder verstummen will, wenn die Gedanken einmal abirren. Aber dann ist es, als fielen Jahre und Jahre von ihr ab.

Erntefest ist heute! Das feiern die Heidjersleute auf ihre Art. Heidelieschen ist auch da, trägt einen roten Rock, rote Mohnblumen im Haar, die Tochter des letzten Bauern da hinten in der Heide, zum ersten Male auf einem Danzefest. Aber tanzen kann sie so flink und behende wie ein Wiesel. Weiß Gott, wo sie das her hat?! Ist's nun ein Hackenschottischer, eine Polka, dreht sich die „Mühle" — das geht alles wie der Wind. Doch wie zum Schabernack fangen die Burschen zu singen an, stecken sich hinter den lahmen Krischan, daß er die alte Tanzweise immer wieder fiedelt: „Heidelieschen, schenk mir ein Küßchen, Heidelieschen, wettst du wohl." — Der stillen Deern wird es brennend heiß unter der Haut, das Blut steigt ihr in die Wangen, wär' wohl am liebsten fortgelaufen, hätt' Hein sie nicht fest an der Hand gehabt. Überhaupt Hein. Wie er die frechen Burschen nachher zurechtgesetzt hat, der Sohn des Grundmannsbauern. Das hat sie ihm nie vergessen können, und als er sie nach Tag und Jahr, als der alte Bauer gestorben war, gefragt hat, ob sie seine Frau werden wolle, hat sie ohne viel Überlegens gleich „Ja" gesagt.

Das klang wie ein Märchen, denkt Großmutter. Ihre Augen werden ganz klein und schmal, und das Kinn rückt näher an den Mund. Weiter denkt sie ihre Lebensgeschichte: Dann hat er mich auf den Hof geholt, auf seinen Hof. Und wahrlich, er hat es nicht bereut! Da fing das Leben erst an für uns beide. Und was ist unser Leben gewesen? — Arbeit ist es gewesen. Aber war das nicht schön? Immer so arbeiten zu können, daß es einem Spaß macht, und immer zu zweien, und jeder weiß dabei, daß es ohne den anderen nicht geht. Und wie dann erst die Kinder geboren wurden. Das war ein neuer Lebensabschnitt. „Mutter" sagten sie und nahmen das Brot aus ihren Händen, und Hein stand dabei und lachte über das ganze Gesicht, das sollten doch die Erben sein für den Hof. Wenn man jung ist, denkt man gar nicht, daß es auch einmal anders kommen kann im Leben. Das Leben ist überhaupt so seltsam und eigenartig. Die Frau weiß, wie es darum steht. Sechs Kindern hatte sie das Leben gegeben, und zudem ist sie alt geworden und hat immer die Augen offen gehabt. Plötzlich fängt es an. Es krabbelt in der Wiege, und das kleine Menschlein weiß noch gar nichts davon. Dann wächst es heran, läuft schon einher auf der alten Erde, sieht, wie die anderen es treiben, will es auch und lernt beständig. Wenn es aus den Kinderschuhen heraus ist, dünkt es sich wunder wie klug und will was bedeuten. Da kommen dann die Höhepunkte im Leben, und eitel Freude scheint alles zu sein, Licht und Sonne, aber man geht auch durch Tiefen und Gründe, wo dunkle Schatten sind.

Großmutter ist jetzt ganz in sich zusammengesunken. Die trüben Gedanken stürmen noch immer auf sie ein. Wütend heult der Wind im Rauchfang, als wenn er am Schornstein das Flöten übte. Die alte Frau schreckt zusammen.

Es ist nicht gut, daß Großmutter immer so allein ist. Aber viel Gesellschaft hat sie nicht auf ihre alten Tage. Manchmal kommen die Kinder aus der Nachbarschaft, und die haben viel Zutrauen zu ihr. Die junge Bauersfrau drüben sieht es auch ganz gern, überhaupt wenn sie viel zu tun hat. Großmutter weiß die Kinder schon zu unterhalten. Das Lüttje, das noch nicht laufen kann, schaukelt und wiegt sie im Arm, als wäre es ihr eigen. Und dabei fallen ihr die alten Reime wieder ein, die sie ihren Kindern einmal an der Wiege gesungen hat. Den älteren aber erzählt sie Geschichten. Sie sitzt dann immer am Kamin und erzählt, wie nur eine Großmutter erzählen kann.

Großmutter weiß so packend zu erzählen und so lebendig zu schildern, spinnt gleichsam den Zusammenhang mit einiger Phantasie wie einen Wollfaden am Spinnrad. Bunte Bilder zeichnet sie, und die Kinder machen große, blanke Augen, horchen und schauen unverwandt die Großmutter an, die von alten Tagen zu reden weiß und von der Heimat, wie sie damals war.

Kurt Blauhorn.

Schriftleitung: Herbert Pech, verantwortlich: Ernst Hempel, beide in Bromberg.